

Die Zeiten Weh

Nr. 40

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Auf einmal wurden Hans alle unglücklichen Folgen seines Entschlusses klar. Er mußte darauf verzichten, diese Frau Rosémilly zu heirathen, mußte verzichten auf das Glück, auf Alles. Konnte er überhaupt so handeln, nun, wo er sich gegen sie verpflichtet hatte? Sie hatte ihn erhört, da sie wußte, daß er reich war. Wenn er arm war, würde sie ihn trotzdem nehmen. Aber hatte er das Recht, ihr dieses Opfer zuzumuthen? Wäre es nicht besser gewesen, das Geld zu behalten, sozusagen als ein Depot, das er später den Armen zurückgeben würde?

Und in seiner Seele, in der der Egoismus sich unter der Maske der Anständigkeit verbarg, stritten und kämpften alle verschiedenen Interessen gegeneinander.

Die ersten Zweifel machten klugen Erwägungen Platz, erschienen dann abermals, um auf's Neue zu verbleichen.

Er setzte sich wieder hin und suchte einen neuen Beweggrund, einen zwingenden Vorwand, um seine Zweifel zu bannen und seine angeborene Ehrlichkeit zu überzeugen. Er hatte sich schon zwanzig Mal die Frage gestellt: „Da ich nun einmal der Sohn dieses Mannes bin, da ich es weiß und mich damit abfinde, ist es nicht ganz natürlich, daß ich auch seine Erbschaft annehme?“ Aber dieses Argument konnte das „Nein“, das im Stillen sein Gewissen sprach, nicht überwinden.

Plötzlich dachte er: „Da ich nicht der Sohn dessen bin, den ich für meinen Vater gehalten habe, kann ich nichts mehr von ihm annehmen, weder bei Lebzeiten noch nach seinem Tode. Das wäre weder anständig noch billig. Das hieße meinen Bruder bestehlen.“

Diese neue Art, die Sache anzusehen, erleichterte ihn, beruhigte sein Gewissen. Und er kehrte an's Fenster zurück.

„Ja,“ sagte er sich, „ich muß auf die Erbschaft von Roland'scher Seite verzichten, die ich Peter ganz allein überlasse, da ich nicht der Sohn seines Vaters bin. Das ist ganz richtig. Ist es nun nicht ebenso richtig, daß ich das Geld meines Vaters behalte?“

Da er klar erkannte, daß er Roland's Geld nicht annehmen durfte, und sich entschlossen hatte, vollkommen darauf zu verzichten, so kam er mit sich überein, das Vermögen Marschal's zu behalten, denn wenn er alle beide zurückgewiesen hätte, wäre er ein Bettler gewesen.

Nachdem diese zarte Angelegenheit einmal geordnet war, kam er wieder auf die Frage zurück, ob Peter bei der Familie bleiben dürfte. Wie sollte er ihn fortbringen? Er verzweifelte schon daran,

eine praktische Lösung zu finden, als die Pfeife eines Dampfers, der in den Hafen einlief, ihm die Antwort zuzurufen schien und ihn auf eine Idee brachte.

Da streckte er sich, angezogen wie er war, auf sein Bett und träumte bis Tagesanbruch.

Gegen neun Uhr ging er aus, um sich zu überzeugen, ob sein Entschluß ausgeführt werden könnte. Dann, nachdem er noch einige Erkundigungen eingezogen und ein paar Besuche gemacht, ging er zum Hause seiner Eltern.

Die Mutter erwartete ihn. Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.

„Wenn Du nicht gekommen wärest, hätte ich niemals gewagt, hinunter zu gehen.“

Da hörte man Roland's Stimme auf der Treppe: „Himmelbonnerwetter! Heute giebt's wohl nichts zu essen!“

Niemand antwortete, und er brüllte: „Josephine! Gott verdamme mich, was machen Sie denn?“

Die Stimme des Mädchens klang aus der tiefsten Tiefe des Hauses: „Da bin ich ja. Was wollen Sie denn?“

„Wo ist die Gnädige?“

„Die ist oben mit Herrn Hans.“

Nun rief er, indem er zur oberen Etage hinaufblickte: „Louise!“

Frau Roland öffnete halb die Thür und antwortete: „Was ist denn, mein Freund?“

„Nun, wird denn heute nicht gegessen, Sackerment!“

„Gleich, mein Freund. Wir kommen.“

Und sie ging, von Hans gefolgt, hinab. Als Roland den jungen Mann sah, rief er: „Da bist Du schon wieder! Du langweilst Dich wohl in Deiner Wohnung?“

„Nein, Vater, aber ich hatte heute früh mit Mutter zu sprechen.“

Hans ging ihm entgegen mit ausgestreckter Hand. Und als er den väterlichen Händedruck des Greises sich um seine Finger schließen fühlte, ergriff ihn eine seltsame plötzliche Milhrung, wie bei einer Errettung und einem Lebenswohl auf ewig.

Frau Roland fragte: „Ist Peter nicht gekommen?“

Ihr Mann zuckte die Achseln. „Nein. Das schadet nichts, der kommt immer zu spät. Wir wollen uns nur ohne ihn setzen.“

Aber sie wendete sich zu Hans. „Du solltest ihn holen, mein Junge. Es kränkt ihn, wenn man nicht auf ihn wartet.“

„Gut, Mama!“

Und der junge Mann ging hinaus. Er stieg die Treppe hinauf mit dem feberhaften Entschluß eines Mergelstücken, der sich mit einem Anderen schlagen soll.

Als er an die Thür geklopft, antwortete Peter: „Gerein!“

Er trat ein.

Der Andere schrieb, über die Tischplatte gebeugt.

„Guten Morgen!“ sagte Hans.

Peter stand auf: „Guten Morgen.“

Sie reichten sich die Hand, als ob nichts geschehen wäre.

„Kommst Du nicht zum Frühstück?“

„Jawohl. Aber ich habe sehr viel zu thun.“

Die Stimme des Ältesten zitterte, und sein ängstliches Auge schien den jüngeren Bruder zu fragen, was er thun sollte.

„Man erwartet Dich.“

„Ah so. Ist denn . . . ist denn die Mutter unten?“

„Ja. Sie schickt mich sogar, um Dich zu holen.“

„Ah so. Ich komme.“

Vor der Wohnzimmerthür zögerte er zuerst, einzutreten. Dann öffnete er sie mit einem Ruck und sah Vater und Mutter einander gegenüber am Tisch sitzen.

Er näherte sich der Mutter, ohne die Augen aufzuschlagen, ohne ein Wort zu reden, beugte sich nieder und reichte ihr die Stirn zum Kuß, wie er seit langer Zeit that, statt sie wie früher auf beide Wangen zu küssen.

Er errieth, daß ihr Mund sich ihm näherte, aber er fühlte nicht die Rippen auf seiner Haut. Und er richtete sich nach dieser Scheingärtlichkeit mit klopfendem Herzen auf.

Und er fragte sich: Was mögen sie sich gesagt haben, nachdem ich fort war?

Hans sagte immer zärtlich: „Mutter“ und „liebe Mama“, bemühte sich um sie, reichte ihr die Speisen hin, goß ihr zu trinken ein.

Da begriff Peter, daß sie miteinander geweint hatten. Aber ihre Gedanken konnte er nicht errathen. Hielt Hans seine Mutter für schuldig, oder seinen Bruder für einen Schuft?

Und wieder bebrängten ihn alle Vorwürfe, die er sich gemacht, das Entsetzliche gesagt zu haben, sie schnürten ihm die Kehle zusammen, schlossen ihm den Mund und hinderten ihn, zu essen und zu sprechen.

Ein unwiderstehliches Bedürfnis zu entfliehen überkam ihn, dieses Haus zu verlassen, das nicht mehr seines war, diese Leute, die an ihm nur durch die Bande der Gewohnheit hingen. Am liebsten wäre er sofort weg, ganz gleich wohin. Denn er fühlte, es war aus, er konnte nicht mehr bei ihnen bleiben. Immer würde er sie quälen, schon allein durch seine Gegenwart, immer würden sie ihn zu unstillbaren Qualen werden.

Hans erzählte und schwatzte mit Roland. Peter

achtete nicht darauf und hörte nichts. Und doch glaube er, in der Stimme seines Bruders eine Absicht zu vernehmen und merkte auf den Sinn seiner Worte.

Hans sagte: „Es wird, wie's scheint, ihr schönstes Schiff werden. Man rechnet von sechstausendfünfhundert Tomen Gehalt. Nächsten Monat macht es seine erste Reise.“

Noland wunderte sich. „Schon? Ich dachte, es würde diesen Sommer nicht fertig zum Auslaufen.“

„Bitte sehr, man hat die Arbeiten möglichst beschleunigt, damit die erste Fahrt vor Herbst stattfinden kann. Ich bin heute früh auf dem Comptoir der Gesellschaft gewesen und habe mit einem der Direktoren gesprochen.“

„O, mit welchem denn?“

„Mit Herrn Marchand! Der spezielle Freund des Vorsitzenden des Aufsichtsrathes.“

„Ach, kennst Du ihn denn?“

„Ja. Und dann wollte ich ihn um eine Gefälligkeit bitten.“

„O, dann mußt Du mir aber answirken, daß ich die 'Lothringen', wenn sie in den Hafen kommt, genau besichtigen darf. Nicht wahr?“

„Gewiß. Das ist sehr leicht.“

Hans schien zu zögern, innezuhalten, die Worte zu suchen zu einem Uebergang, den er nicht fand. Und er sagte: „Uebrigens lebt man auf den großen transatlantischen Dampfern sehr angenehm. Die Hälfte des Jahres ist man in zwei wunderbaren Städten, Newyork und Havre; die übrige Zeit auf der See mit sehr netten Leuten. Man kann sogar auf den Schiffen sehr angenehme Bekanntschaften machen, die für später nützlich sind. Ja wirklich, sehr nützlich. Ich meine unter den Passagieren. Denke Dir, der Kapitän kann, wenn er Kohlen-erparnisse macht, durch die Prämie auf fünf- bis zwanzigtausend Franken jährlich kommen, wenn nicht mehr.“

Noland sagte: „Versucht!“ und pfliff, um seine Hochachtung vor der Summe und vor dem Kapitän auszudrücken.

Hans fuhr fort: „Der Provinzialmeister kann es bis zu zehntausend Franken bringen. Und der Arzt hat fünftausend Franken festes Gehalt, Wohnung, Beförderung, Licht, Heizung, Bedienung und so weiter frei. Das heißt also mindestens zehntausend Franken. Das ist doch sehr schön.“

Peter hatte aufgeschliffen.

Seine Augen begegneten denen seines Bruders, und er verstand ihn.

Da fragte er nach kleiner Pause: „Ist es sehr schwierig, eine Arztstelle auf einem transatlantischen Dampfer zu bekommen?“

„Ja und nein. Es hängt von den Umständen und der Profession ab.“

Ein langes Schweigen trat ein. Dann fragte der Doktor wieder: „Die 'Lothringen' geht nächsten Monat ab?“

„Sowohl. Am siebenten.“

Und sie schwiegen.

Peter dachte nach. Das wäre etwas, wenn er sich als Arzt auf diesem Dampfer einschiffen könnte. Später konnte man ja sehen; vielleicht würde er etwas Anderes finden. Aber inzwischen konnte er doch, ohne etwas von seiner Familie anzuschauen, seinen Lebensunterhalt verdienen. Zwei Tage vorher hätte er seine Uhr verkaufen müssen, denn jetzt konnte er seine Mutter um nichts bitten. Und er hatte keine Hülfsmittel als dies, seine Stoglichkeit, ein anderes Brot zu essen, als das Brot des Hanses, in dem er nicht weichen konnte. Er war nicht im Stande, in einem anderen Dach zu übernachten. Und da sagte er etwas Jägernd:

„Wenn man mich näher, würde ich gern mit dem Dampfer fahren.“

Hans fragte: „Warum sollte man nicht?“

„Weil ich bei der transatlantischen Gesellschaft niemand kenne.“

Noland war still. „Und was soll aus all' den schönen Plänen werden?“

Peter brummte: „Es gibt Angehörige, wo man alles ansehen und auf die schönsten Hoffnungen ber-

zichten muß. Uebrigens ist ja das nur der Anfang, das Mittel, ein paar tausend Franken zu verdienen, um mich dann niederzulassen.“

Sein Vater war gleich überzeugt. „Das ist allerdings richtig. In zwei Jahren kannst Du sechs- oder siebentausend Franken bei Seite legen. Wenn Du das gut benutzt, kommst Du zu etwas. Was denkst Du davon, Louise?“

Sie antwortete leise, fast unhörbar: „Ich denke, Peter hat Recht.“

Noland rief: „Aber ich will doch mit Herrn Poulin darüber sprechen. Den kenne ich sehr gut. Er ist Handelsrichter und hat mit den Geschäften der Gesellschaft zu thun. Dann kenne ich ja auch Herrn Venant, den Schiffsrheder. Der ist sehr intim mit einem der Vizepräsidenten.“

Hans fragte seinen Bruder: „Soll ich 'mal bei Herrn Marchand anknöpfen?“

„Ja. Meinestwegen.“

Peter fuhr fort, nachdem er ein paar Augenblicke nachgedacht: „Vielleicht wäre es doch das Allerbeste, den Professoren von der Universität zu schreiben, bei denen ich sehr gut stand. Auf solche Schiffe kommen oft sehr mittelmäßige Aerzte. Ein paar Empfehlungsbriefe von den Herren Mas-Moussel, Nemusot, Flache und Borriquet würden in fünf Minuten mehr fertig bringen, als alle zweifelhaften Empfehlungen. Es wäre ganz genügend, wenn Du diese Briefe dem Aufsichtsrath durch Deinen Freund Marchand vorlegen liehest.“

Hans billigte es ganz. „Das ist eine ausgezeichnete Idee, ausgezeichnet.“

Und er lächelte beruhigt, fast zufrieden, des Erfolges gewiß.

Er konnte nicht lange traurig sein.

„Du wirst ihnen sofort heute schreiben,“ sagte er. „Nachher sofort. Ich gehe schon. Ich trinke keinen Kaffee heute, ich bin zu nervös.“

Er erhob sich und ging hinaus.

Da wendete sich Hans zu seiner Mutter: „Und was machst Du, Mama?“

„Nichts. Ich weiß nicht.“

„Wirst Du mit mir zu Frau Rosémilly kommen?“

„Nun ja; ja, natürlich.“

„Reißt Du, ich muß unbedingt heute hin.“

„Ja, ja, das ist wahr.“

„Warum unbedingt?“ fragte Noland, der übrigens daran gewöhnt war, nie zu kapieren, was man in seiner Gegenwart sagte.

„Weil ich versprochen habe, hinzugehen.“

„Gut. Ausgezeichnet! Das ist was Anderes.“

Und er begann seine Pfeife zu stopfen, während Mutter und Sohn die Treppe hinauf gingen, ihre Hüte zu holen.

Als sie auf der Straße standen, fragte Hans: „Mama, soll ich Dir den Arm geben?“

Er bot ihr nie den Arm, sie gingen immer einfach nebeneinander her. Aber heute nahm sie ihn und stützte sich darauf.

Einige Zeit sprachen sie nicht mehr, dann sagte er: „Du siehst, Peter ist ganz einverstanden, fortzugehen.“

Sie flüsterte: „Der arme Junge.“

„Warum denn armer Junge? Der wird auf der 'Lothringen' garnicht unglücklich sein.“

„Ja, das weiß ich wohl, aber ich überlege mir doch alles Mäßige.“

Den Kopf gesenkt, ging sie in gleichen Schritten neben ihrem Sohn hin und dachte nach. Dann sagte sie in jenem seltsamen Ton, den man manchmal animmt, um einen langen und im Stillen geführten Gedankengang abzuschließen:

„Das Leben ist häßlich. Wenn es uns manchmal etwas Glück bietet, ist es Sünde, sich dem hinzugeben, und man muß es später theuer bezahlen.“

Er sagte ganz leise: „Nede doch nicht mehr darüber, Mama.“

„Ist das möglich? Ich muß immer daran denken.“

„Du wirst schon vergessen.“

Sie schwiegen wieder. Dann sagte sie mit tiefem Bedauern: „Ach, wie glücklich hätte ich sein können, wenn ich einen anderen Mann geheiratet hätte.“

Jetzt ward sie wütend über Noland und schob seiner Häßlichkeit, seiner Dummheit, seiner Ungeschicklichkeit, seiner Schwerfälligkeit, seinem gemeinen Weußerer alle Schuld an ihrem Fehltritt und ihrem Unglück zu. Deswegen, wegen der Gewöhnlichkeit dieses Mannes hatte sie ihn betrügen müssen, hatte sie einen Sohn in Verzweiflung gestürzt und dem anderen die schmachvollste Beichte ablegen müssen, unter der ein Mutterherz nur bluten kann.

Sie flüsterte: „Es ist so fürchterlich für ein junges Mädchen, einen Mann wie meinen heirathen zu müssen.“

Hans antwortete nicht.

Er dachte an Den, dessen Sohn er bisher zu sein geglaubt hatte. Und vielleicht hatten die unbestimmte Vorstellung von der Mittelmäßigkeit seines Vaters, die fortwährenden ironischen Bemerkungen seines Bruders, die verächtliche Gleichgültigkeit Anderer, die bis zu des Dienstmädchens Verachtung für Noland ging, seine Seele für das fürchterliche Geständniß seiner Mutter vorbereitet. Es war für ihn nun nicht mehr so schlimm, der Sohn eines Anderen zu sein. Und wenn er bei dem großen Ansturm der Gefühle am Tage vorher doch nicht so empört, so wütend und außer sich gewesen, wie Frau Noland es befürchtet, so lag es vielleicht daran, daß er seit langer Zeit unbewußt darunter litt, Sohn dieses schwerfälligen alten Pfisters zu heißen.

Sie waren an Frau Rosémilly's Haus gekommen. Sie wohnte auf der Straße Saint-Adresse im zweiten Stock eines schönen Hauses, das ihr gehörte. Von ihren Fenstern aus überblickte man die große Mehe von Havre.

Als sie Frau Noland sah, die zuerst eintrat, öffnete sie, statt ihr wie sonst die Hand entgegen zu strecken, die Arme und schloß sie an ihre Brust, denn sie errieth, weshalb sie kam.

Die Möbel im Salon waren immer mit Ueberzügen bedeckt. An den geklimmten, tapezierten Wänden hingen vier Bilder, die ihr erster Mann, der Kapitän, einst gekauft hatte. Sie stellten sentimentale Szenen aus dem Seelieben dar. Auf dem ersten erblickte man die Frau eines Fischers, die am Meeresstrand stand und mit dem Taschentuch winkte, während am Horizont das Segel verweht, das ihren Mann davontrug. Auf dem zweiten kniete dieselbe Frau an derselben Küste, rang die Hände, während in der Ferne unter dem Juden der Wölke auf einem Meer von ganz unnatürlichen Wellen das untergehende Schiff des Gatten zu sehen war.

Die beiden anderen Bilder stellten ähnliche Szenen dar, nur in einer höheren Gesellschaftsklasse. Eine junge, blonde Frau lehnte sich auf den Bord eines großen Dampfers, der davon fuhr, und blickte, Thränen im Auge, mit einem Seufzer nach der schon fernen Küste zurück.

Wen hat sie dort zurückgelassen?

Dann gewahrte man dieselbe junge Frau an einem offenen Fenster, das auf das Meer hinaus ging, ohnmächtig in einem Sessel; ein Brief war von ihrem Schooß auf den Teppich hinabgeglitten.

Er ist also todt. O Jammer!

Gewöhnlich waren die Besucher durch die banale Traurigkeit der leicht zu verstehenden poetischen Darstellungen ganz bewegt und gerührt. Ohne weitere Auseinandersetzung und Fragen begriffen sie gleich, was es bedeuten sollte. Man beklagte die beiden Frauen, obgleich man bei der Vornehmen nicht recht wußte, worüber sie eigentlich traurig war. Aber diese Ungewißheit gerabe verführte zu Träumen. Sie hatte wahrscheinlich ihren Bräutigam verloren. Wenn man eintrat, blickte das Auge unwillkürlich auf diesen vier Bildern haften und wurde von ihnen festgehalten wie durch Zauberhand. Und wenn man einmal wo anders hinsah, kehrten die Blicke immer wieder dahin zurück, um die vier Ausdrucksarten der beiden Frauen, die sich wie Schwestern ähnlich sahen, zu betrachten.

Vor allen Dingen ruhte das Auge auf der feinen, sauberen und geleckten Zeichnung, die an Modenkupfer erinnerte, und auf dem glänzenden Rahmen. Das gab den Eindruck der Reinlichkeit und der Ordnung, der durch die übrige Einrichtung noch gehoben wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blühzeit des deutschen Volksliedes.

Von H. Demmer.

(Fortsetzung.)
Ein „tumbes Brüderlein“ giebt als seinen Wahlspruch:

„Drei würfel und ein karte,
das ist mein wapen frei,
sechs hübscher freiwlein zarte,
an teuflicher feeten drei.“

In seinem Sang spiegelt sich die zigeunerhafte Lebensanschauung der unstät im Lande umherziehenden Vaganten vortrefflich; die da nicht an den kommenden Morgen dachten, sondern, in den Tag hineinlebend, verpraßten, was sie etwa gerade hatten:

„So wil ich doch nit sparen
und ob ichs als verzer,
und wil darumb nit sorgen,
got hohert mir morgen mer;
was hilfts, das ich lang spar?
vielleicht verlur ichs gar,
solt mirs ein dieb austragen,
Es rewet mich ein jar . . .“

Steck an die schweinen braten,
darzu die hünere jung!
darauf mag uns geraten
ein frischer freier trunk;
trag einher kühlen wein
und schenk uns tapfer ein!
mir ist ein heut geraten,
die muß verschlemmet sein

Ich bind mein schwert an dseiten
Und mach mich bald darvon,
hab ich denn nit zu reiten,
zu fußen muß ich gan;
es ist nit allzeit gleich,
ich bin nit allweg reich,
ich muß der zeit arbeiten,
biß ich das glied erstleich.“

Was die spezielle Thätigkeit dieses Brüderleins war, geht aus seinem Lied nicht mit Sicherheit hervor. Er könnte ein „Burse“, ein Student, gewesen sein, dessen „Orden“ auch leichtfertig genug war, sich aber doch über das übrige Gekudel weit erhaben dünkte, zumal den „groben pauren nit holb“ war, obwohl ein großer Theil sich nichts daraus machte, den „pauren“ Lebensmittel abzubetteln oder gar zu stehlen. Oder war er ein Landknecht? Einer von jenen heimaths- und überzeugungslosen Kriegsknechten, die sich bald Diesem, bald Jenem verkauften und von denen es ein Stoßgebet giebt:

„Unser liebe frame
vom kalten brunnen
bescher uns armen laubsknechten
ein warme sunnen
daß wir nit erfrieren!
wol in des wirtes haus
trag wir ein hollen fedel
und ein lären wider auß.“

Daß der „tumbes“ aber von einer „beut“ spricht, die ihm gerathen sei, erweckt den dringenden Verdacht, daß er gar zur Schwarzenhalsgattung gehört haben, einer jener ungemüthlichen Gesellen gewesen sein möge, die im Nothfall vom offenen Straßentraub lebten:

„Ja makebe mi up
und toech darvon,
ich makebe mi up de straten,
do bejegenbe mi ein koepman gut,
sin tische moß he mi laten.“

wie es in der niederdeutschen Fassung des Liedes vom armen Schwarzenhals heißt.

Neben solchen kleinen Sündern, die man hängte, wo man sie faßte, gab es die großen, die man meistentheils ungestraft umherlaufen ließ, freilich nur, weil man ihrer nicht so leicht habhaft zu werden vermochte. Das alte Sprichwort: „Die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn denn“, bezieht sich bekanntlich auf die meist ergebnislosen Fehden der Städte mit dem Theil der Edelsten und Besten, der unter den Namen Buschklepper, Beckenreuter, Stegreifritter oder schlechtweg Raubritter überall in Deutschland bekannt und nicht wenig gefürchtet war. Der Theil des Adels, der sich nicht geradezu mit den merkwürdigen Erwerbsmethoden dieser seiner heruntergekommenen Standesgenossen abgab, lastete schon gerade schwer genug

auf der deutschen Nation: sowohl auf dem von ihm mit steten Placereien und Fehden behelligten Städte, als besonders auf seinen bäuerlichen Hinterlassen, die er gerade jetzt, gestützt auf das römische Recht, immer weiter aus den alten, markgenossenschaftlichen Rechten zu verdrängen und mit neuen Lasten und Frohnden zu beschweren bestrebt war. Diese wirtschaftliche Entwicklung spiegelt sich nur, noch ehe es darum zu gewaltigen Explosionen kam, in den Volksliedern wieder. Besonders interessant ist eines, das sich „Mitter und Bauer“ betitelt und einen Widerstreit zwischen einem Vertreter des Adels und einem „pauman“ über die Leistungen ihrer Stände und über die ihnen demgemäß gebührende rechtliche Stellung und soziale Werthschätzung darstellt:

Der ritter sprach: ich pins geporn
von art ain edel chunne.*
Der pauman sprach: ich pau das horn,
das dunkt mich besser wunne;
bein edel macht du nicht lang verhügen,**
wär ich nicht ackerman,
ich ner dich mit des pfluges zügen! . . .“

„Hofzucht und ritterliche tat
die stat mir wol ze preise,
so ner ich mich in heldes craft
in söliches handels weise,
ich dien den zarten frauen gern,
die wessen sein haben recht,
so muß du, pauman, dienen mir
recht als main aigen chnecht.“

„Und dein hofieren gib ich nit
als chlain als umb ain besen,
ich han des paurechts ainen sit,
das dunkt mich pesser weisen;
was hilft dein stechen und dein tanz?
darin ich chain gut spür:
mein herle arbeit die ist ganz
und tregt die welt paß für . . .“

und mußte auch noch jene würdigen Mitter von der Landstraße ernähren, die sich die berichtigte „Edelmannslehre“ zur Richtschnur ihres Handelns nahmen:

„Wiltu dich erlernen
du junger edelman,
folg du mirer leren,
sit uf, drab zum ban!
halt dich zu dem grünen wald,
wann der dir ins holz fert
so reim ihn freislich an.***
Derwilsch in bi dem fragen,
erfrew das herze bin,
nim in was er habe,
span uf die pferdelin sin!
bis freich und darzu unverzagt,
wann er nummen pfeming hat
so riß in dgergel† ab! . . .“

Mit einer Anzahl der edlen Herren, die nach diesem schönen Recepte zu Werke gingen, beschäftigt sich das Volkslied in besonderen Gedichten; besonders Siner tritt in scharf unrisenen Zügen hervor, theils in seinem eigenen Liede, theils in verschiedenen bürgerlichen Erwidrerungen: der fränkische Raubritter Schenkensbach, der sich mit einer größeren Anzahl gleichwerthiger Spießgesellen gegen Bauern und Städte zu einem Kompagniegeschäft verbunden hatte. Die Geschäftsprinzipien dieses Unternehmens faßt er am Schluß seines Sanges also:

„Wir haben uns ains bermessen
in dem edeln Franckenland:
die paurn die wessen uns fressen
den adel wolbekant,
das well gott nit verhengem!
wir wessens fürbaß sprengen,
recht wie die few besengen
so oft uns das gebürt,
bis schopf den galgen rürt.††
Hilf gott, daß wir bezwingen
der pauren übermüt
die uns umbs leben bringen
viel manichen reiter gut!
ihren hochmüt sol man prechen,
sol sie under die merhen stechen,†††
manchen guten gesellen rechen,
pringt in groß ungemach:
singt uns der Schenkensbach.“

In den zornigen Antworten von städtischer Seite sieht diese gekränkte Unschuld beträchtlich

* Chunne = Geschlecht. ** genießen. *** fahn.
† die Gurgel. †† Wir wollen sie vor uns her treiben,
gleichwie die Säue verjagen, so oft uns das beschreiben
ist: bis der Schopf an den Galgen rührt. ††† Von den
Säulen rechen.

andere aus. Darnach pflegte der reißige Hieb die Kaufleute auf der Straße „niederzuwerfen“, auszulündern und, wenn sie nicht das nöthige Lösegeld aufreiben konnten, in seinem Raubnest elendiglich einzuthürmen:

„Ein geschlecht lut sich rottieren,
mörbt, brennt, robt, stilt und boßt,
lot niemans fürbassieren . . .
ein lieb hond sie gebichtet,
wers hört wird wol berichtet
was es sig für ein glib
die selben galgen sind.“

Zum mindesten müßten sie enthauptet werden:

„Dazu well got gnad geben,
bermunt, frid, sig und kraft,
daß ein sölich mörbisch leben
an allen werd gestraft
zum minsten mit der klingen,
die hiderb lit bezwingen,
von hus und eren bringen:
singt uns ein kaufmann gnant,
ber auch wirbt auf dem land.“

Wenn sich aber des Kaufmanns Wunsch erfüllt, dann geht es ihnen noch schlechter; dann sollen sie werden:

„erwürget uf der strafen,
enthoubt, erhenkt, zerstoßen,
die reder übern naß.“

Die Erfüllung seines Verlangens erwartet unser Sänger von dem Kaiser Maximilian I., den er hoch preißt, weil er kurz zuvor (1512) das berichtigte Raubnest Hohenträhen gebrochen hat. Aber, so gut der Wille des „letzten Mitters“ war, um sein Ideal eines ewigen Landfriedens durchzuführen, fehlten der Zentralgewalt des Reiches die nöthigen Machtmittel: erst die Landesherren haben allmählig dem räuberischen Treiben verarmter Junker an Heerstraßen und Flußläusen einigermaßen Einhalt gethan.

Nicht nur der innere Friede zu Lande war sonach äußerst fragwürdiger Natur, auch auf See trieben vielfach verwegene Gesellen ihr Unwesen: im ausgehenden Mittelalter waren fortgesetzte Fälle von Piraterie bis unmittelbar vor den Thoren von Hamburg, Bremen und Lübeck gang und gebe. Namentlich die andauernden Kriege, die von den Hanseaten zu Ende des 14. Jahrhunderts gegen Dänemark geführt wurden, gaben Anlaß zur Entwicklung eines romantischen Seeräuberthums, das einer berühmten, bis in die neueste Zeit an der Wasserkaute gesungenen Volksliedballade zum Stoff diente. Störtebecker und Godeke Michel heißen die beiden Helden, die, als zwei hervorragende Führer der „Witalienbrüder“ oder „Störtebecker“ (mit dem letzteren Namen belegt wegen ihres Prinzips unbedingter Gleichheit beim Theilen des Raubes) hochgekommen, seit 1394 ein Schrecken der hanseatischen Seefahrer waren und, von den friesischen Häuptlingen geschützt und unterstützt, aus ihren Raubnestern oftmals bis in die unmittelbare Nähe von Bremen und Hamburg vorbrangen. Wiederholt geschlagen, hatten sie sich doch immer wieder erholt, bis im Jahre 1402 die Stadt Hamburg einen entscheidenden Schlag gegen sie führte. Unter der Führung des berühmten Kampfhahns Simon von Utrecht rüsteten die Hamburger eine kleine Flottille aus, deren Haupt- und Admiralschiff die „hunte knif von Flandern“ war. Am Abend erreichten die Hamburger das Geschwader der Seeräuber, die lehtin bei Helgoland gelegen und eben ein Frachtschiff genommen hatten. Den nächsten Morgen gingen ihnen die Hamburger zu Leibe:

„Die herren von Hamburg zogen auß,
sie giengen all zu sigel mit der flut,
all nach dem neuen werke,
vor nebel konnten sie nichts sehen,
so finster waren die schwerte.*

Die schwerte brachen auß, die wolten wurden klar,
die herren von Hamburg giengen zu sigel alda,
großen preis wolten sie erwerben,
Störzebecker und Godeke Michael
die mußten darumb sterben.

Sie hatten ein holz** mit wein genomen,
damit waren sie auf die weiser gekommen,
dem kaufman dar zu leide,
sie wolten damit in Flandern sein,
sie mußten noch darvon scheiden!

* das Nebelgewölk. ** Schiff.

Hört auf, ir gesehen, trinket nu nicht mer,
dort laufen drei schiff in jener se,
uns grauet für den Hamburger Inechten,
fomen uns die von Hamburg an die port,
mit inen müssen wir fechten!

Sie brachten die hüchsen an die bori,
zu allen schüssen giengen sie los,
da hört man die hüchsen klingen,
da sach man so wenigern feinen held
sein leben zum ende bringen

Die hunte fu auß Flandern kam,
wie halbe sie das gerücht vernam,
mit iren starken hörnern,
sie gieng brausen all durch die milbe se,
den hollisch wolt sie verhören.

Wirklich fährt die hunte Kuh Störtebeker's
Schiff das Vorderkastell entzwei, so daß der be-
rühmte Seeräuber sich auf Gnade und Ungnade
ergeben muß und sammt seiner Mannschaft nach
Hamburg eingebracht wird. Nach einträglichem Ge-
fängniß in der „hechte“ werden sie Alle auf dem
Grasbrook hingerichtet. Bald darauf erteilte Godcke
Mißel, der zunächst entkommen war, das gleiche
Geschick.

An eben jenen Küsten der Nordsee, wo sich die
Anarchie des ausgehenden Mittelalters in dem wilden
Treiben der Piraten so drastisch offenbarte, erlebte
die Freiheitsidee einen der glänzendsten unter ihren
wenigen Triumpfen in der deutschen Geschichte. Die
Siege der Dithmarscher in ihren Unabhängigkeits-
kriegen gegen die dänischen Könige und die holländi-
schen Herzoge, denen die dortige auf der Geschlechter-
verfassung beruhende republikanische Freiheit und
Gleichheit ein Dorn im Auge war, bilden das
Thema einer ganzen Gruppe von Volksliedern.

(Schluß folgt.)

Großfamilie und Hauswerk in Georgien.

Von Adolf Braun.

Neben der Bewunderung für all die großen
technischen Fortschritte und für die organi-
satorische Entwicklung unserer Industrie
fehlt uns nicht das Interesse für die früheren Ent-
wicklungsstufen, die der modernen Fabrik voraus-
gegangen sind. Aber je weiter wir zurückgehen,
desto spärlicher werden unsere Kenntnisse über die
Geschichte der menschlichen Arbeit, vor allem der
gewerblichen. Schier unüberschaubar ist die Literatur
über das Handwerk geworden und sehr reich ist auch
die über die Hausindustrie. Ueberaus spärlich da-
gegen ist das, was wir über die zahlreichen
Entwicklungsstufen wissen, die dem Handwerke
vorausgegangen sind. Es ist das auch nicht weiter
erstaunlich, denn für die Länder mit earliester
Fabrikindustrie liegen diese Zeiten so weit zurück,
daß die historischen Aufschlüsse spärlich sein müssen;
und je weiter diese Entwicklungsstufen zurückliegen,
desto unbedeutender war für die Schilderer jener
Zeiten, für die Aufzeichner der Ereignisse die Be-
deutung des Gewerbes in der menschlichen Gesell-
schaft. So Manches hat sich zwar bis zum heutigen
Tage selbst in unserer industriell hochentwickelten
Länder erhalten, so die „nicht gewerbliche Brauerei“,
die Steinarbeit im Schwarzpulver, ja selbst in
Großstädten; das Material ist aber noch nicht ge-
sammt. Es fehlen Urkunden und Berichte über
die ersten gewerblichen Entwicklungsstufen bei den
Deutschen fast vollständig.

Die Wirtschaftsgeschichte spielt sich nicht nur in
aufeinander folgenden Zeiträumen ab, sondern bis zu
einem gewissen Grade auch gleichzeitig in geographisch
 nebeneinander liegenden, aber wirtschaftlich sehr
verschieden entwickelten Landesteilen ab. Nicht
überall aber ist der Fortschritt in die Höhe ge-
wachsen, überaus die höchsten Stämme der Wälder,
weitreichend mit den Kirchhöfen. Wenn wir
von Asien nach dem Himalaya gehen oder nach dem
Sundlande und selbst die Gezeiten unseres Erd-
kreises überschreiten, so werden wir aus Gegenden
und Perioden hochentwickelter Fabrikindustrie in
Regale von handwerksmäßiger Betriebsart
und zu niederen bis zu den niedrigsten Betriebs-

formen im Gewerbe gelangen. Für einen Auschnitt
aus diesem Gebiete, dem doch nicht zu großen König-
reich Ungarn, ist einmal nachgewiesen worden, daß
je mehr man von West nach Ost vordringt, desto
verbreiteter die primitive gewerbliche Betriebsform
des Hauswerks erscheint. So können wir zwar
unseren Wissensdurst nach den Anfängen des Ge-
werbes nicht wohl stillen, wenn wir unsere Archive
durchstöbern und in den steinernen Denkmälern der
Vorzeit forschen, weit besser hingegen, wenn wir die
Gegenden bereisen, wo die Erfindungen James Watt's
und Stephenson's ihre revolutionären Wirkungen noch
nicht ausgeübt haben. Freilich, es wird hohe Zeit,
daß diese Forschungen unternommen werden, denn
überall hin drängt das moderne Kapital, Eisenbahn-
linien ziehend, die Bedürfnisse der Bevölkerung um-
zuwandeln, die alten Sitten und Verhältnisse unter-
grabend und endlich durch Uebertragung moderner
Fabriken in diesen Gegenden den ursprünglichen
Formen des Gewerbes den Todesstoß gebend. Immer
enger wird der Kreis der von der europäischen Kultur
unberührten Gegenden. Man könnte einwenden, daß
bei dem Ueberreichtum unserer geographischen Litera-
tur es an Schilderungen über die gewerbliche
Schätigkeit bei den Naturvölkern nicht fehlen könne.
Und doch ist dem nicht so. Die Geographen hatten,
wenigstens bis vor kurzem, gar keinen Sinn für
die gewerbliche Schätigkeit, und sie zeigten auch wenig
Anlage zur richtigen Beurteilung der ihnen so
fremden Erscheinungen; mehr als anekdotenhafte
Notizen brachten sie nicht bei. Es ist deshalb er-
freulich, daß wir jetzt eine Arbeit* besitzen, in der
in sachkundiger Weise das Hauswerk in Georgien
geschildert wird. Das Hauswerk oder der Haus-
fleiß ist gewerbliche Arbeit im Hause, für das Haus,
aus selbst erzeugtem Rohstoff. In der zweiten
Stufe bilden sich auch, wie Bücher, dem wir das
Meiste auf dem Gebiete der dem Handwerke voran-
gegangenen Betriebsformen verdanken, es darstellt,
ganze Stammgewerbe, eben, auch Ortsgewerbe aus.
Die geschlossene Hauswirtschaft wird insofern fest-
gehalten, als jede Familie nach wie vor alle Be-
dürfnisse, deren Befriedigung die Natur ihres Wohn-
ortes gestattet, durch eigene Arbeit zu decken sucht.

Georgien, dessen gewerbliche Entwicklung wohl
ein Sohn dieses schönen Landes in einer deutschen
Doktorarbeit schildert, ist im Norden begrenzt vom
Kaukasusgebirge, es liegt also schon in Asien, aber
seine Grenzlinie fällt mit der unseres Erdkreises
zusammen. Die Georgier sind ein kleines Völkchen
von hoher Intelligenz, die Jahrhunderte lange Kämpfe
um ihre Unabhängigkeit gegen Perser, Araber, Türken
und Tartaren geführt haben. Seit Anfang des
19. Jahrhunderts gehört das Gebiet zu Rußland.
Unter dieser Herrschaft sind den Georgiern euro-
päische Produkte aller Art bekannt geworden; ein
Beamtenstand mit ganz anderen Bedürfnissen, stän-
dige militärische Besatzungen mit ihrem Bedarf von
Munition und sonstiger Art durchsetzen die Bevölke-
rung, die Städte begannen rasch zuzunehmen, der
einheimischen Bevölkerung selbst entstanden neue
Bedürfnisse, so daß der Verfasser der Schrift
über das Gewerbe in Georgien auch nicht mehr
aus eigener Anschauung das Hauswerk in seiner
vollen Reinheit schildern konnte. Er giebt
aber noch Schilderungen, die wenigstens Jahr-
zehnte zurückliegen, aus denen man das Haus-
werk besser erkennen kann; es giebt auch in diesem
Gebiete Gegenden, die noch sehr wenig von der
modernen Weltwirtschaft und von europäischem
Einfluß berührt sind. Eine solche Gegend ist zum
Beispiel Swanien. Die Swanen haben Alles, was
sie im Leben brauchen, so schrieb man vor zwei
Jahrzehnten in einer Georgischen Zeitung; sie weben
ihre Kleider selbst, machen selbst ihre Waffen, ihr
Schießpulver und sogar Silber- und Goldsachen.
Mit einer Wort: die Swanen haben Alles selbst
und aus anderen Dörfern kommt nichts...
Handel giebt es gar nicht, seine Bedeutung haben
die Swanen bis jetzt noch nicht begriffen, der

* Gegenstandswort, Dr. Philipp: Das Gewerbe in
Georgien, mit besonderer Berücksichtigung der primitiven
Betriebsformen. Zeitschrift für die gesamte Staats-
wissenschaft, Ergänzungsheft I. Tübingen 1901.)

Händler wird bei ihnen gar nicht geachtet. Zwa-
ren können sie den Tausch, aber nur den der Produkte
gegen Produkte. Das Geld kursiert im Tausche nicht,
man findet hier weder einen Laden noch einen Markt;
kurzum: vom Handel, wie er in anderen Distrikten
von Kaufleuten bekannt ist, ist hier nichts vorhanden.
Diese Schilderung aus dem Jahre 1875. weicht
wenig ab von einer anderen aus dem Jahre 1880,
der wir folgende Sätze entnehmen: Hier ist kein
einziges Bettler vorhanden, kein einziger Mensch,
der um Almosen bittet. Mit Ausnahme von Eisen,
Salz und Kattun produzieren die Swanen alle von
ihnen gebrauchten Gegenstände selbst; sie bereiten sich
die Leinwand aus Hanf, die Kleider aus Wild-
seiden und Wolle, die Fußbekleidung aus Fellen
und Leder; sie verfertigen kleine Filzmützen, Haus-
geräthe, Waffen, Sättel und Säme, Ackerbau-
werkzeuge. In Bezug auf die Verarbeitung von
Eisen ist hier zu bemerken, daß die Swanen eigene
Schmiede haben, die als Beamte für die Gemeinden
arbeiten und von ihnen in natura bezahlt werden.
Aber es zeigte sich damals schon manche Verände-
rungen in der Bedürfnisbefriedigung durch fremde
Waaren. In den übrigen georgischen Landesteilen
herrscht das Hauswerk auch noch vor, wenn auch
nicht mehr in der hier geschilderten Reinheit. Der
alte Zustand, wonach fast jede Familie ihre Be-
dürfnisse durch eigene Produktion befriedigt, ist schon
verschwunden, eine Folge der politischen und wirt-
schaftlichen Wandlungen im Laufe des 19. Jahr-
hunderts, unter denen eine Hauptrolle auch die Ein-
führung der Geldsteuern spielte. Aber eine andere,
noch viel bedeutendere Rolle spielte dabei die Auf-
lösung der Großfamilien.

Die Möglichkeit, so mannigfache Bedürfnisse,
wie sie die nicht unkultivierten Georgier besaßen, in
der eigenen Familie zu befriedigen, war dadurch
erleichtert, daß die Familie groß war, daß sie eine
vielseitige Produktion ermöglichte. Die alten
georgischen Quellen berichten, daß die Georgier in
patriarchalischen Familien organisiert waren, die von
den Mannschäftern, das ist Hausvätern, verwaltet
wurden; nur in den vom Verkehr absetzten gelegenen
Gegenden findet man sie noch, eben dort, wo man
auch das Handwerk noch in ziemlicher Reinheit
studieren kann. Die georgische Großfamilie ist die
Bereinerung mehrerer agnatischen (Agnat = Bluts-
verwandter im Mannesstamme) Verwandter, die zu-
sammen in einem oder mehreren Häusern wohnen;
ihre Zahl beträgt 20 bis 50, sie erreichte früher
nicht selten die Höhe von 110. Die Verwaltung
der Familie und die Leitung der Wirtschaft ist in
die Hände von zwei Personen, einer männlichen und
einer weiblichen, gelegt, die von allen volljährigen
Mitgliedern, ohne Unterschied des Geschlechts, gewählt
werden. Gewöhnlich bekleiden die ältesten Mit-
glieder der Familie das Amt der Familienhäupter;
aber die Wahl jüngerer Mitglieder ist nicht aus-
geschlossen und kommt vor. Bei der Wahl der
Häupter oder Ältesten entscheiden die persönlichen
Eigenschaften der zu Wählenden: Fleiß, Spar-
samkeit, Verstand, sanftes Gemüth u. c.; eine nicht
geringe Rolle spielt dabei auch die Schreib-
und Lesefertigkeit. In der Regel findet die Wahl auf
Lebenszeit statt; es kommt aber auch Absetzung
wegen Unfähigkeit vor. So lange jedoch die einmal
gewählten Ältesten im Amte sind, ist es Pflicht der
anderen Mitglieder, ihnen Gehorsam und Achtung
zu erweisen. Ihre Rechte und Befugnisse sind sehr
ausgedehnt.

Der Älteste vertheilt die Arbeit unter die
Männer; einem vertraut er das Vieh an, andere
bestimmt er zur Arbeit auf dem Felde, im Walde,
oder schickt sie auf Erwerb fern vom Hause, wo sie
aber als Glieder der Familie und für dieselbe zu
wirken haben, wo ihre Einnahmen auch weiter Ein-
nahmen der Großfamilie bleiben. Niemand in der
Familie hat das Recht, ohne sein Wissen und seine
Zustimmung etwas zu kaufen oder zu verkaufen.
Die Mitglieder des Hauses können in der Regel
nur mit der Zustimmung des Ältesten in Ge-
schäftsverbindungen mit Fremden treten. In
früherer Zeit, wo die Verhältnisse noch in ihrer
Reinheit vorhanden waren, leitete der Älteste Alles



Jules Muenier: Letzte Station.

im Hause; ohne sein Wissen und seine Zustimmung konnte Niemand einem Anderen etwas schenken oder kaufen, nicht einmal seiner Braut. Der Älteste entscheidet Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern, seine Entscheidung muß von Allen anerkannt werden. Der Älteste sorgt besonders für die Kinder der Familie; er giebt sie in die Schule, als Lehrlinge zu den Händlern und Handwerkern. Es finden sich so Familien, in denen gleichzeitig verschiedene Gewerbetreibende, wie Schmiede, Zimmerer, Tischler, anzutreffen sind. Auch nach außen, in der Dorfgemeinde, im Verkehr mit den Behörden, bei Erhebung von Klagen, Abschluß von Verträgen und sonstigen Abmachungen, tritt der Älteste namens der ganzen Familie auf.

Neben dem Ältesten wirkt die Älteste, in einzelnen Theilen nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf ein Jahr gewählt. Die „Hausfrau“ ist die Wirtschaftlerin in der Familie, sie hat das Brot zu backen, zu tochen, zu reinigen usw.; ihr sind Mehl, Butter, Käse und andere Lebensmittel anvertraut; sie giebt den Angehörigen zu essen und bewirthe die Gäste. Sie hält auch die Ordnung in der Beschäftigung der anderen Frauen des Hauses anrecht, sie vertheilt die Arbeiten unter die Frauen. Auf ihre Anweisung geht eine in's Gebirge, wo sie den ganzen Sommer hindurch die Kühe und Schafe melkt, Butter und Käse bereitet, für den Hirten kocht. Andere helfen den Männern auf dem Felde, besonders während der Ernte, eine andere hilft dem Manne das Vieh auf der Winterweide überwachen, bereitet das Essen und sorgt überhaupt für ihn. Die sonstigen weiblichen Arbeitskräfte endlich verrichten verschiedene gewerbliche Arbeiten: sie spinnen, weben, nähen usw.

Alle diese Arbeiten werden der Reihe nach den einzelnen Frauen übertragen, die Hausfrau aber hält die Ordnung aufrecht und wacht darüber, daß jede die ihr übertragene Arbeit auch ausführt. Alle Frauen nennen sich untereinander, in Bezug auf ihre Arbeiten, „Gleichleistende“ und bezeichnen ihre abwechselnde Beschäftigung als „Reiharbeit“. Jede

Schwägerin ist verpflichtet, jede einzelne dieser Reiharbeiten zu übernehmen. Nur die alle Schwägermutter (Mutter des Mannes), die Wittwe ohne Erben und die Mädchen sind von dieser Pflicht, soweit nicht die gewerbliche Frauenbeschäftigung in Betracht kommt, befreit. Außer den jungen Mädchen kann jede Angehörige zur „Hausfrau“ gewählt werden. Wie der Älteste der Ober der ganzen Familie ist, so ist die Älteste die Herrin aller weiblichen Mitglieder des Hauses. Sie stehen in Abhängigkeit von ihr und sind ihr unbedingten Gehorsam schuldig. Sie entscheidet die Streitigkeiten zwischen ihnen, giebt den Schlichtigen einen Beweis, worin zu Fleiß und Arbeitsamkeit an.

Der Älteste läßt trotz seiner Nachfolge die Meinungen der anderen Hausangehörigen nicht unbeachtet, er beräth stets mit ihnen über die gemeinsamen Familienangelegenheiten und berathschlagt im Interesse der Gerechtigkeit die Meinung der Mehrheit. Das Gleiche gilt für die Älteste.

Die Ältesten der Familie achten stets darauf, daß alle Mitglieder des Hauses ihren Antheil am Familienvermögen gerechter Weise erhalten, daß Jeder davon nicht mehr als der Andere verbraucht. Der einmal ein neues Kleid erhalten hat, muß es wahren, bis auch die Andern ein neues bekommen haben. Das Vermögen der Familie ist Gemeingeistiges derselben; die Männer haben, mit Ausnahme von Waffen und Akkern, kein Privatvermögen. Alles, was sie erwerben und gewinnen, ist Gemeingut und gehört der Familie. Nach der alten Gewohnheit, so lange die Acker ungeschleift sind, ist Ackerbau und Frucht, Viehzucht und Viehhaltung, Handel und Gewinn, das Geschick und Regieren, Alles gemeinsam für sie. (Gelehrbuch des Staats Rechts VI.)

Verhältniß ist, daß, im Gegentheil zum geschickten Familien-Verwaltens der Männer, die Frauen auch in der in ihrer Reichthum erhaltenen Geschäftliche Privatvermögen besitzen; ihre Mühsal, gewöhnlich Geld, Vieh, Weizen, Leinwand, Kupferne Schiffe und Aepelholz, bleibt ausschließlich Eigen-

thum der Frau und untersteht ihrer eigenen Verfügung: sie verleiht Geld und vergrößert ihren Besitz durch Zinsen, sie verkauft ihre Thiere oder die Kühe derselben, wobei sie freilich die Hälfte des Preises in den gemeinsamen „Schatz“ der Familie abführen muß, da die verkauften Thiere durch die Mittel der Familie erhalten oder vermehrt worden sind; auch die Nutzung der Thiere steht der Großfamilie zu. Daß in dieser Großfamilie verhältnißmäßig leicht die einfachen Bedürfnisse einer ländlichen Familie befriedigt werden können, ist begreiflich, und ebenso einleuchtend ist, daß die Auflösung der Großfamilie zur Verdrängung des Hauswerkes führen muß. Aber auch schon früher genügte oft die Kräfte der Großfamilie nicht zur Erfüllung aller Arbeiten, die sich in bestimmten Zeitpunkten drängten; da half die von Alters her stammende Sitte der gegenseitigen Hülfsleistung (Wittarbeit) aus; diese Sitte ist seltener geworden, aber noch keineswegs verschwunden.

Betrachten wir nun in raschem Ueberblicke, was im Hauswerke erzeugt wurde. Die Hauptbeschäftigung der Männer in Georgien bildet der Ackerbau. Soweit die landwirtschaftlichen Werkzeuge und Arbeitsgeräte aus Holz bestehen, werden sie im Hauswerk gefertigt. Im Gebirge macht jeder Bauer Holzspflug, Dreschapparate, Wagen und die noch häufiger verwendeten Schlitten, daneben Holzschaufeln, Gabeln und Harken, Stiele für verschiedene Werkzeuge, wie Beile, Spaten, Aexte, Hacken usw. Wagen, Joche und Eggen werden auch im Hauswerke hergestellt. Die Gegenstände sind plump, schwerfällig und einfach konstruirt. Aus Holz werden von Hausangehörigen verschiedene Wirtschaftsgebäude, wie Hühner- und Viehstall, Henscheuer, Kochhütten, Ölröhrspeicher, errichtet. Diese Wirtschaftsgebäude, mit Ausnahme des Ölröhrspeichers, werden oft mit einem Gemisch von Lehm und Häcksel bestrichen; man findet die Gebäude aus Holzbrettern, aber auch aus Flechtwerk hergestellt, doch spielt Holz die Hauptrolle in der Wirtschaft. Kasten, Stämme, Wehstühle, einfache Stühle und Tische werden aus Holz, ohne

Jahres von Eisen angefertigt; auch Sättel für die Lastthiere macht man aus Holz, und manche Gebirgsbewohner stellen sogar daraus Krüge her. Die meisten Gefäße werden aus der Rinde der Rinde hergestellt, freilich nur die Seitenwände, während der Boden aus Holz ist; Krüge, Schüsseln, Tassen, Mörser, Töpfe u. werden geschnitten. Die Verwendung einer Drehbank kommt vor, doch dient meist als Werkzeug ein einfaches Messer; wo Drehbänke verwendet werden, wird Wasser als Triebkraft benutzt.

Die Herstellung von Gegenständen aus Thon kommt im georgischen Hauswerke ebenfalls oft vor. Aus Thon werden verschiedene Hausgeräte: Töpfe, Krüge, Krüge verschiedener Größe und Form, Tassen, Vasen, Badschüsseln, Brunnenröhren hergestellt, auch Ben- und Dachziegel macht sich der Georgier selbst. So, selbst die Steinbearbeitung zu Schüsseln und Mühlsteinen, zu Deckeln für Weintrüge und topfartige Schüsseln kommt im Hauswerke vor; auch der Kalk wird selbst gewonnen und gebrannt.

Der Wein und Weinessig, Brauntwein und Bier werden im Hause hergestellt; aus Leder werden Felle geätzt, dann auch Mützen und Oberhäute; aus Schafwolle stellt man die Tambourins her, ein Musikinstrument, mit dem man den Tanz begleitet. Wichtig ist auch die Verfertigung der Schläuche zum Transport und zur Aufbewahrung von Wein. Aus dem wichtigsten Leder werden dann noch Riemen, Seile, Sandalen hergestellt; Truhhörner werden aus dem Rappschmal des Nashen und des Steinbockes gefertigt. Die Nashen- und Büffelhörner verwenden die Bauern auch zu Eisenschaltern an den Wagen, um sie schneller für die Wagenachsen mit sich zu führen. Die Männer drehen dann noch Hanffelle, sie stellen Netze her und Wachskerzen.

Besondere Beschäftigung haben die Frauen: sie fertigen aus Baumwolle, Seide und Wolle die Kleiderstoffe. Die Rohbaumwolle wird im Lande selbst gewonnen. Die Baumwolle wird im Hause von den Samarkandern befreit und gezupft, nachher gewaschen und gewebt. Zwar sind die im Hauswerk produzierten Baumwollgewebe etwas größer

als die der Fabriken, aber sie gelten als viel dauerhafter. Die Frauen stricken und häkeln im Hause aus Baumwollgarn, das sie aber in der Regel im Handel kaufen: Gürtel, Tischdecken, Bänder für Kopfkissen, Ueberzüge und Betttücher, Socken und Strümpfe, Kniewärmer, Handschuhe u. Die Seidenraupenzucht ist ziemlich entwickelt und behnt sich immer mehr aus. Ein Theil der gewonnenen Kokons wird im Hause verarbeitet; nicht nur Nähfäden aus Seide, sondern auch seidene Gewebe werden hergestellt, gebleicht, appretirt. Dann werden Gürtel aus Seide gemacht, Tüllschleier, Taschentücher, Kopfkissenüberzüge, ganze Hemden ohne Naht, Schärpen, Halsstücke, Hüteleien, Spitzen, Schnüre, Strümpfe, Handschuhe, dünne Hosengürtel, Netze, Nähfäden. In die seidene Gewebe werden selbst Bilder eingewebt, so daß diese Seidenindustrie, die zum allergrößten Theile dem eigenen Gebrauche dient, eine überaus mannigfaltige ist.

Im Hauswerk werden auch wollene Tücher hergestellt, und zwar vom Waschen der geschorenen Wolle ab durch alle Produktionsstadien bis zur Verfertigung des Wolltuches. Auch Filzgegenstände, wie Mäntel, Decken, einfache Teppiche, Mützen, Sattelmattdecken, werden gefertigt; die Wolle wird auch im Hause gefärbt, gewalkt usw. Dann machen die Frauen Teppiche, gerauhete und nicht gerauhete, ferner Packstoffe und Satteltaschen; selbst die Farben für ihre Textilprodukte stellen sie sich selbst her. Auch die Kleider für alle Hausangehörigen werden im Hause verfertigt. Schilfmatten, Strohhüte, Siebe, Seife, ja, selbst weiße Schminke, Rosenwasser, Wunderbaumöl, Stärke entstehen unter den geschickten Fingern der georgischen Frauen. Salz und Getreide mahlen sie auf ihren Hand- oder Stampfmühlern, das Brot wird gebacken, Milch zu Butter und Käse bereitet, dann Konserven und Süßigkeiten aus verschiedenen Obstarten und Früchten.

Beschränkte sich früher diese Produktion ausschließlich auf den eigenen Bedarf der Großfamilie, und war somit diese Großfamilie eine in sich vollständig geschlossene, sich in jeder Hinsicht selbst befriedigende Einheit, die ohne jede wirtschaftliche Beziehung zu Anderen existiren konnte, so hat sich dies nun geändert. Die Großfamilie ist im Zerfall, das feste Band patriarchalischer Ordnung ist gelockert, der Einzelne macht sich „selbstständig“, d. h. er wird vielfach Lohnarbeiter. Große Eisenbahnbauten, die Petroleumindustrie von Baku, zahlreiche andere wirtschaftliche Erscheinungen und Ursachen verkleinern immer mehr die Großfamilie; sie kann deshalb nicht mehr Alles selbst herstellen, da sie immer kleiner wird. Sie muß aber auch baars Geld haben, um die Steuern zu bezahlen. Sie muß auch die Waaren, die ihre Handfertigkeit nicht selber herstellen kann, die fremden Gegenstände, die der Weltverkehr zu gebrauchen auch sie gelehrt hat, kaufen; sie muß die Ueberflüsse ihrer Wirtschaft, die sie früher aufgespeichert hatte, auf den Markt bringen. So mancher schöne Teppich, auf den die Frauen früher stolz waren, muß nun zum Händler wandern, damit dem Jaren die Steuer entrichtet werde. So entwickelt sich wohl auch mit der Zeit eine Spezialisierung innerhalb der Familie, es werden nur noch die Waaren hergestellt, die am leichtesten, am besten, mit dem größten wirtschaftlichen Vortheile in der Familie produziert werden.

Hat es bei uns Jahrtausender bedurft, bevor wir aus den hier geschilderten Verhältnissen zur modernen Fabrikindustrie gekommen sind, so wird es kaum mehr als Jahrzehnte bedürfen, bis der moderne Großbetrieb die Thäler des Kaukasus umwandelt. Wir sehen ja in Rußland die rasche Entwicklung der Großindustrie in den allermodernsten Formen; immer mehr Schienenstränge ziehen sich in den Kaukasus, das Kapital der Rothschilde und Rockefeller wirkt dort schon. So wird es nicht fehlen, daß die Zeiten des Hauswerkes und der Großfamilie auch in Georgien verwißt werden durch die Alles gleich machende Großindustrie. —



Im Nebel.

Skizze von Clara Uebig.

Ueber der Insel liegt Nebel.
Herbst.

Vom Himmel nichts zu sehen und vom Meer auch nichts: Nordstrand hat einen grauen Sack über den Kopf gezogen. Es rinnt feucht in der Luft und klebt sich in zähen Tropfen an jeden hervorragenden Gegenstand; die Möwen schreien kläglich und durchschneiden, schwerfällig flatternd, den dicken Dunst.

Es riecht moderig. Wo der Westwind für Augenblicke die Nebelwand zerschneidet, lugt das Watt herein. Regenspeiser und Strandläufer rennen über den Schlamm, lautlos wie Mäuse huschen sie. Große Quallen hat die Fluth an's Ufer gefegt; nun liegen die da, halbzerflossen, farblose breite Fladen.

Alles ist wie Brei, Land und Strand.

Ueber dem flachen Inselkeller schläft jetzt auch der Wind ein; schwer und milde ist die Atmosphäre.

Schlaftrunken hocken die vereinzelt Höfe auf ihren Werften; rundum in der Marsch grasht das Vieh, durch den Nebel unheimlich vergrößert und scheinbar aufgeschwemmt. Die Thiere laufen nicht umher, sie stehen still im fetten, nassen Marschgras, strecken den Kopf aus ihren Manteldecken und gloken blöb geradeaus. Sie sind satt im fatten Gras, in der fatten Luft; sie käuen wieder.

Jetzt fährt ein Galloz durch den Dunst — es klingt wie „Guh, huh“ — und ein Peitschenschlag folgt hinterdrein, aber kein helles, lustiges Knallen; weither kommt's, von jenseits, wie von hinter einer dicken, dicken Mauer. Und ein fettes Lachen kommt nach, und noch eins, und noch eins! Eine Weiberstimme kreischt; sie hat was vom grellen Möwenschrei.

Ein Karren holpert, der schwarze Marschthoh klatscht und spritzt nach allen Seiten; zwei riesige Pferdeköpfe tauchen auf, ihre Müstern stoßen Säulen von Dampf aus, auf hohen Mädem schwankt das Gefährt.

Vorn auf dem Brett saß Peter Ohling, seine Rechte kutschirte, seine Linke hielt Telsche umschlungen, die schöne Telsche, das Friesenmädchen mit Haaren wie gebleichtes Stroh, und Augen, grünlich dunkel und unergündlich, wie das Watt; man konnte drein versinken. Die Weiber von Nordstrand schimpften Telsche eine Heze mit Heren- augen. Aber Telsche lachte dazu. Sie wußte ganz genau, woher sie die Augen hatte, die die reichen Marschbauern hinterdrein schlepten wie Müll im Netz: vom Schlick! Vom Schlick, auf den ihre Mutter, die Landstreicherin, die niemals Weib war und doch ein Kind gebären sollte, so viel gesiert hatte.

Dunkle Augen, zähe Augen, Augen, gefräßig wie der Schlick, hatte die schöne Telsche.

„Telsche, mir löte Deern,“ sagte Peter Ohling und drückte ihr einen Kuß auf die pralle Wange, der besser knallte, wie vorhin der Peitschenschlag. „Telsche, Du bis mir Schak!“

Sie lachte und stieß ihn zurück und hing sich doch mit den Augen an ihn: „Mir Peter, Du bis besaopen! Wat ward Dir Fen seggu und Anna, Din Dochter?! Haha, hahaha!“ Sie lachte und warf sich hin und her, daß das Brett unter ihr ächzte und das Vieh am Graben verwundert aufglockte.

„Hoho!“ Peter Ohling lachte mit, und die Drei hinter ihnen auf dem aufgeschwallten Polster- sitz lachten auch, aber es war ein Lachen, halb- erstickt hinten in der Gurgel, das ohne Klang in der Luft verwehte. Sie waren zu faul, den Mund ordentlich aufzutun.

Da saßen noch Jens Jensen, Klas Petersen und Paul Paulsen. Es war nicht Sonntag, aber sie kamen doch aus dem Wirthshaus. „Zum halben Mond,“ da hatten sie getrunken und Karten gespielt; nun fuhren sie „Zum weizen Knie“, da würden sie auch trinken und Karten spielen. Wie alle Tage. Grau spannt sich der Himmel, das Gras wächst

von selbst, das Vieh grasht von selbst, die Möwen kreischen, die Fluth kommt und geht und geht und kommt — und sonst weiter nichts. Sie haben Zeit zum Trinken. Sie tragen schwere silberne Uhren an schweren Ketten; sie halten sich nicht mit der Brauttschau auf — wie es der Vater gethan, so freien auch sie in der Verwandtschaft, immer mitten mang — da bleibt das Geld hübsch beisammen. Sie sind immer satt von Kaltsuppe und Klößen.

„Du,“ sagte Jens Jensen, „ist bin verdammt mödt! D — ah — —!“ Beim Gähnen riß er den Mund besser auf wie beim Lachen und zeigte zwischen den fleischigen Kinnladen zwei Reihen Zähne, stark und gesund wie ein Ochsengebiß. „D — ah — —!“

Peter Ohling drehte ein wenig das Genick. „It ok. D — ah — —!“ Und dann ließ er den Kopf schwer gegen die Schulter des Mädchens fallen, und die Lider hingen ihm dick über die Augen. Die Zügel hielt er nur noch lässig in der Faust.

„D — ah — —! D — ah — —!“ gähnten Klas Petersen und Paul Paulsen und wackelten hin und her, daß die Uhrketten auf ihren breiten Bäuchen schaukelten; sie versuchten sich gegenseitig Halt zu verleihen auf ihrem schwankenden Sitz, aber es ging nicht, ihre Köpfe stießen derb gegen ein- ander. Sie waren zu betrunken. „D — ah — —“ war das Einzige, was sie noch sagen konnten; dann schliefen sie ein, wie halb zugeklappte Taschenmesser.

„Wat sind Jüm langwieli,“ sagte Telsche und versuchte die schwere Last des Mannes von ihrer Schulter zu schlitteln, aber die lag da wie ein Klotz. Peter Ohling schnarchte. „Jüm sind al langwieli,“ sagte Telsche noch einmal, dabei drehte sie aber den Kopf wie eine Möwe, die auf Wirmen lauert, und blinzelte Jens Jensen an; der schlief nur halb.

„Telsche, mir Deern,“ sagte Jens Jensen und blinzelte wieder, fuhr in den Sack, klapperte darin und hielt ihr dann in der halbgeschlossenen Faust ein paar blanke Geldstücke unter die Nase. „Wat gießt Du mi darfor? Deern, he?!“

Sie fuhr gierig zu.

Er schloß die Faust. „Man nich so hibdelig, mir Deern,“ lachte er, „man nich so hibdelig! Erst een Kuß, een löten, un noch een, un denn de Dahlers!“ Er hob die geschlossene Faust und suchte ihr damit vor den Augen.

Sie lachte, die weißen Zähne zeigend, und lehnte sich weit hintenüber; ihr strohgelbes Haar klickte den Raum unter der Nase, ihre grünlich-schwarzen Augen drehten sich rollend nach oben, um ihn anzusehen. „Gief mi,“ schmeichelte sie.

Sie spitzte den Mund, er näherte den seinen.

„Erst de Dahlers,“ sagte sie.

„Ne, erst den Söten,“ sagte er.

Sie kicherte in sich hinein und bog den Kopf wieder nach vorn; er riß ihn ihr nach hinten.

„Nu, Jensen, Se doht mi weh!“

„Verdamme Deern, Du maokt mi doll!“

„Nu — au! Hahaha!“

Peter Ohling's schwerer Kopf rutschte dem Mädchen von der Schulter und fiel ihr in den Schooß; hinten im Wagen schnarchten Klas Petersen und Paul Paulsen.

Die Pferde gingen, wie sie wollten, der Nebel wurde immer dicker.

Ganz in der Ferne wogt und wackelt es, die Fluth kommt. Lautlos, gierig, wie eine dunkle Schlange, wälzt sie sich über den Schlick. Die Möwen flattern auf mit lechzendem Schrei und schießen ihrem Element entgegen; dicht vor den Pferden fährt eine empor und streift mit ihren Flügelspitzen die dampfenden Müstern. Die Säule flukt, spizen erschreckt die Ohren; da sie keine haltende Hand über sich fühlen, schütteln sie wild schnaufend die Mähnen zurück — ein Bäumen im Gesicht, ein Seitensprung — und dann ein Davonjagen, immer weiter, weiter, blind hinein in die graue Wand.

Die Räder ächzen, der Karren schlentert, der

Marschthoh spricht ellenhoch; immer weiter, weiter, dicht am Graben entlang.

Fluchen — schnaufende Säule — Peitschenknallen — Mädchenkreischen — immer weiter, weiter — da, krach, ein Stein liegt im Weg! Der Karren macht eine Schwenkung, links hinaus fliegt Klas Petersen, rechts hinaus Paul Paulsen. Da liegen sie im Marschgraben, weich gebettet, Kopf zu unterst, und strampeln mit den Beinen.

Telsche lachte, daß ihr die Thränen über's Gesicht liefen; sie schrie laut: „Hii, hii!“ und faßte mit festen Fäusten die Zügel. Die Fahrt ging weiter, immer los, durch Pfützen und Löcher und Gräben.

So kamen sie an's „Weiße Knie“. Der Wirth stand breitbeinig unter der Thür und kraute sich den Kopf; seine Pfeife wollte nicht brennen, die Nebelluft drückte den Rauch aus, sie qualmte nur.

„Gu'n Dag, Jens Jensen! Gu'n Dag, Peter Ohling! Jüm kaopt ja ansohrn as be Deuwel.“

„Gu'n Dag,“ lachte Telsche und warf dem Wirth die Zügel an den Kopf.

„Dor hebt Se!“ Sie sprang vom Wagen, stand im Nebel und strich sich das zertwöhnte Haar hinter die Ohren.

Langsam kletterte Jens Jensen herab, noch lang- samer Peter Ohling.

„Wi weren doch unser Beer — wo — wo?“ Peter Ohling hatte für einen Moment einen Gebanken an die anderen Weiden, die mit auf dem Wagen gesessen, aber dann gähnte er wieder, daß man seinen letzten Zahn sah, und rechte die Arme über den Kopf. „D — ah — — bin it mödt!“

„Man los!“ Jens Jensen pustete ihn gegen den Rücken und schob sich Schritt vor Schritt mit ihm in die Wirthskube.

Eiergrog — Theepunsch — Kaffeepunsch — Aumgrog.

Sie saßen am Tisch in der überheizten Gast- stube und tranken; die beiden Männer sich gegen- über, Telsche zwischen ihnen, mit halbem Leib über den Tisch geworfen, die Ellenbogen aufgestützt. Ihre Augen funkelten von der Seite halb Peter Ohling an, halb Jens Jensen. Sie funkelten noch mehr, als sie den blanken Thaler sahen, den Jensen vor sich hin warf. Ohling zog auch einen; „Se, Wirth, bring Se mal Skorden!“

Der Wirth schloß den Schrank auf und brachte hinter den Delfter Tellern das abgegriffene Karten- spiel zum Vorschein.

Nun spielten sie „Fipsen“. Die zwei schmutzigen Karten lagen vor Jedem, und in der Mitte des Tisches blinkte der Einsatz: ein runder Thaler. Das Glück rollte launisch hin und her, bald strich der Eine den Einsatz ein, bald der Andere. Sie verzogen weder bei Gewinn noch Verlust eine Miene; immer wieder langten sie bedächtig in die Tasche und brachten klimmernd neue Thalerstücke vor.

Telsche lauerte wie ein Stohvogel; sie hielt sich auf Ohling's Seite; der gewann am meisten, und was der gewann, steckte sie wie selbstverständlich ein. Er sagte nichts dazu, hatte den freien Arm um ihren Nacken gelegt und haummelte mit dem schweren Kopf immer mehr nach ihrer Schulter hin; er konnte die Augen kaum offen halten. Sie patzte ihn auf die feiste Wange und lächelte spitzbüßig.

Nun wendete sich das Glück. Jensen gewann jedesmal. Und nun setzte Ohling den letzten Thaler. Auch der ging löten!

„D — ah — —“ weiter gab Ohling keinen Laut von sich.

Aber Telsche machte misant ihren Nacken frei, wendete sich jetzt ganz zu Jens Jensen und zeigte ihm ein verliebtes Gesicht.

Jensen hatte den Gewinn eingestrichen. „D — ah — —“ gähnte er sie an. „Ne, Deern, gaoh! It bin mödt, it hef Di satt!“ Er stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und stemmte den Kopf zwischen die flachen Hände.

Obling saß gerade gegenüber; sie hatten Beide dunkelrote Köpfe und stierten Beide immer auf denselben nassen Krügel, den ein Glas zurückgelassen.

Das Mädchen schlich zur Thür hinaus. Noch einmal blinzelte sie zurück, die drinnen rührten sich nicht; da warf sie die Lippen auf und tauchte im Nebel unter.

Die alte holländische Uhr in der Ecke tickte; es wurde dämmerig in der Gaststube. Die Wandbetten mit ihren blau gestrichenen Thüren lagen schon in geheimnißvollem Dunkel.

Der Nebel, dicker und dicker, dämpfte jeden Schall. Minute auf Minute, viertel auf viertel, halbe Stunde auf halbe Stunde vergingen.

Jetzt hob Obling den Kopf ein paar Zoll hoch aus den Händen.

„Langweil!“ murzte er, räusperte sich und spuckte auf die Diele. „Verdammt!“ Er stieß sein noch halb volles Glas zurück: „St mag nich! St wünsch, it wer bodt!“

„Gang Di op,“ brummte Jensen so nebenbei und hob auch den Kopf ein bißchen.

„Langweil — oah —! Man langweil st dem ni mehr, ni woahr, Jens Jensen?“

„Ne,“ sagte der Andere.

„Gang Du mi op, min Jens!“ bat Obling.

„Jawoll, min Peter!“

Obling wühlte in seiner Tasche, endlich zog er was hervor. „Dor, min Jens, heft een Mark!“

„Jawoll, min Peter!“

Und sie standen schwerfällig auf, reckten sich, gähnten, saßen sich unter den Arm und schwanften zur Thür hinaus.

Die Stube war leer. Der Wirth kam und stellte eine Lampe auf den Tisch, dann ging auch er wieder.

Die holländische Uhr in der Ecke tickte, draußen kroch die große Stille herum.

Nach einer Weile knarrte wieder die Thür, Jens Jensen kam zurück. Aber allein. Er war gerade so roth im Gesicht wie vorher und gerade so schlaftrunken.

Erst trank er sein Glas leer, dann das von Peter Obling, dann schlief er wieder die Ellenbogen auf, stemmte das Gesicht zwischen die flachen Hände, gähnte, und dann schlief er ein.

Wieder Alles still, nur das Ticken in der Ecke und das Rauseln des Schnarchens.

Blötzlich wurde draußen ein Straucheln an der Stubenthür hörbar — sie ging auf — Einer porterte herein, torkelte schwer über die ächzenden Diele und ließ sich wie ein Sack am Tisch niederfallen.

Jensen wachte auf, blickte verwirrt um sich und starrte dann den Anderen an: „Peter — Peter — D — D — Obling —!“

„St mag nich! St wünsch, it wer bodt!“

Der Peter verzog das bläulich-fahle Gesicht in den vorgequollenen, glasigen Augen zu einem furchtbaren Grimmen.

„Jawoll heft Du mi opbung'n — aber slecht! Verdammt Kerl!“ brüllte er plötzlich und schlug mit der Faust auf, „gies min Mark her!“

Und dann warf er den Kopf auf den Tisch und heulte laut vor Wuth und Enttäuschung: „Webegerer Jüs, as it anfang, mi nich mehr to langweilen reet de Strid!“



Mein Wald.

Der Herbst rauscht seine Gänge, Durch welche Blätter muß ich gehn; In meinen Wald.

In meinem lieben Wald, Wo nicht ein Baum mein eigen ist, Geh'n fremde Leute durch den Wind Und sagen: es ist kalt.

Und da steht auch mein Stein, Auf dem ich manchmal sitze, Wenn mein Herz so stürmt.

Richard Dehmel.

Letzte Station. Den ganzen Frühling und Sommer war er draußen in Dänischland als Steinhauser bei einem Eisenbahnbau thätig gewesen, als der Herbst kam, war die Arbeit zu Ende. Er packte seine paar Halbjahreslöhne in ein Bündel, fuhr ein Stück, bis er in bekanntere Gegenden kam, und ging dann der Heimath zu, dem sonnigen Jütland. Draußen in den düsteren Fichtenwäldern war die Luft schon rauh geworden, je weiter er nach Süden kam, desto freier wurde ihm zu Ruffe. Warm war es, daß er die Jacke löste über die Schulter tragen mußte. So war er die Alpen herabgefahren. Und der Herbst des Südens ludte ihn an mit seinen Träumen und Trübsal. Und Alles toll Sonne. Noch ein harter Tagewort, und er ist in der Heimath. Bei einem Schloß an der Straße hat er noch einmal Halt gemacht. Es ist kühl hier unter den ragenden Ulmen, aus Rande des kleinen Weilers. Die Tochter des Hauses hat den einjähren Wanderer kommen sehen; auch sie hat Verwandte kommen in der Welt. Bald ist ein Gespräch im Gange. Er erzählt, was er erlebt, erzählt, sie holt ein Krüglein Wein und reicht ihm den Stärke-Trunk, mit dem sie den Wund, daß auch den Hygien Jenseit eine Gaißel erweise, drängen in der Fremde. Ich habe heute wieder einen dieser unheimlichen Gasmantel gesehen, können in den höchsten Wäldern, wo Fuchs und Hase sich ganz leicht zeigen. Seit vierzig Jahren hat er sich an jedem Baumstamm heftigst. Heute im Süden, wegen im Norden. Eine jenseitige, ausgesetzte Gestalt in Riegel. Als ich aber der unheimlichen Schellen wachte, jagte er halbblutig sein, ein Arbeiter, der heute, was er noch hat.

Vom Champagner plant Herr von Robellig in seinem Buch „Der Wein“ (Weisfeld und Leipzig, Leipzig und Leipzig): Es geht, hat man wohl schon, mit einem Champagnerwein. Champagnerwein kann man sehr leicht im Keller aus jedem Wein erzeugen, und ohne Reife — wozu den meisten Fabrikanten beizugehen es — nicht gehen. Aber Champagner

ist nicht jeder Wein, der frohlich moussirt; Champagner ist nur der Wein, der aus dem freibehaltigen Boden der Champagne gewachsen ist und in der Champagne verarbeitet wurde.

Als Erfinder des Champagners wird Dom Pérignon bezeichnet. So alt der Weinbau in der Champagne ist, die Kunst der Champagner-Erzeugung ist verhältnißmäßig recht jungen Datums. Der Champagner konnte ja erst erfunden werden, als der Korkpfropfen erfunden war und die Flasche den Gärungsdruck aushalten konnte.

So alt der Weinbau in der Champagne ist, die Kunst der Champagner-Erzeugung ist verhältnißmäßig recht jungen Datums. Der Champagner konnte ja erst erfunden werden, als der Korkpfropfen erfunden war und die Flasche den Gärungsdruck aushalten konnte.

bis in das 18. Jahrhundert hinein über war die Weinflasche ein seltenes Ding, und anstatt des Korkes benutzte man einen geölten Gänsepfropfen. Dom Pérignon nun, der 1638 geboren, 1715 verstorbene Pater Kellermeister der Abtei von Hautvillers, soll zuerst gefunden haben, daß und wie es möglich ist, das Moussieur, welches jeder junge Wein in der Zeit der Gärung entwickelt, ihm dauernd zu erhalten.

Anfangs, so erzählen die Chronisten der Champagne, hielt man trotz seiner geistlichen Herkunft den Champagner für ein Erzeugniß, das nur mit Hilfe des Satans zu Stande kommen könne, und schenkte sich vor dem Korkpfropfen. Aber da er doch gar zu gut schmeckte und die Kerben gar so angenehm anregte, grübelte er sich bald Bahn. Zwar kam es erst noch zu einem großen Streit zwischen der Bourgogne und der Champagne, die hohe Fakultät von Beaune erklärte den Champagner als das unheimliche und schädlichste aller Getränke und selbst die Pariser Fakultät mißachtete sich in den langwierigen Streit, bis sich die Parteien endlich einigten.

Robellig berichtet nun des Rängeren bei der Weinlese und der Kelterei und geht dann zur Lagerung des Champagners über. Während der Lagerung in den durch gleichmäßige, kühle Temperatur ausgezeichneten „Caves“ vollzieht sich die Flaschengärung. Der im Wein enthaltene natürliche oder auch zugelegte Zucker verwandelt sich in Alkohol und Kohlensäure; ganz allmählig sammelt sich auf der untern Seite der ruhenden Flasche die Gase zu einem kleinen Depot an. Der Wein „arbeitet“. Die sich stärker und stärker entwickelnde Kohlensäure drängt nach Befreiung. Bald giebt es hier, bald dort einen Knall: eine Flasche ist geplatzt. Bei meinen Wanderungen durch die Kellerrien ließ es nicht selten: „Echerben! Echerben!“ Es soll Perioden gegeben haben, wo von 6000 Flaschen nur 120 übrig geblieben sind! Heute ist der Verlust nicht mehr so arg. Seit man mittelst des Glendensometers den Zuckergehalt genau feststellen kann, ist und damit auch die Kohlensäure-Entwickelung zu regeln gelernt hat, seit die Flaschenfabrikation sich weiten zu verbessern hat, kommt man mit wenigen Prozenten davon.

Während der Flaschengärung hat der Wein fast seinen ganzen Zuckergehalt verloren; dieser wird ihm durch eine Nachgärung von Liqueur wieder zugeführt. Dieser Liqueur muß aus altem Wein und in ihm aufgelöst, besten Zuder bestehen. Gewöhnlich aber wird diesem Liqueur Quercognac oder auch Mostschwefel zugefügt. Mit dieser Nachgärung, dem Liqueurzusatz, der

heute durch kleine, fast ganz aus edlem Silber hergestellte Maschinen bewirkt wird, vollzieht sich eigentlich erst die Herstellung der verschiedenen Champagnerforten. Maßgebend dafür ist in erster Linie der Geschmack der Länder, nach denen exportirt wird. Rußland, das süßen Champagner liebt, bekommt 9 bis 10 Prozent Liqueurzusatz, Amerika erhält nur 5 Prozent, England, das herbe Weine bevorzugt, nur 1 Prozent usw. . . .

An den Liqueurzusatz schließt sich unmittelbar das endgültige Verstopfen des Korkens des Korrens mit Wundfäden und Draht an, Alles in Wundbesetzung, unter Zuhilfenahme höchst feiner, konstruirtener Maschinen ausgeführt, so daß täglich 1500 bis 1600 Flaschen fertiggestellt werden können. Am überraschendsten wirkt dabei, daß es überhaupt möglich ist, den vor dem Einsetzen riesenhaft erscheinenden, gleichmäßig zylindrischen Kork in den engen Flaschenhals zu zwingen; die Kraft der Menschenhand brachte das Kunststück immer fertig, aber dem fixen Maschinenhandwerk gelang's im Nu.

Die „Lichtarbeit“ war in den mittelalterlichen Handwerksbetrieben nur wenig gebräuchlich. Mit Sonnenuntergang mußte auch die Arbeit beendet sein. Bei den Webern und Gewandmachern war jegliche Arbeit nach Sonnenuntergang noch im 15. Jahrhundert verboten. Wo es „Lichtarbeit“ gab, begannen diese im Allgemeinen am Tag Wurfardi (14. Oktober) und dauerte bis Fastnacht. Der Meister war verpflichtet, am Wurfardi-Abend den Gesellen einen Braten, den „Lichtbraten“ oder die „Lichtgange“ zu geben und am Schluß der Lichtarbeit wieder einen Braten. Auch sonst bestanden seit alter Zeit allerlei Gebräuche beim Beginn oder Ende der Lichtarbeit. Wenn die Rothschmiede in Nürnberg zur Zeit der Frühlingstag- und Nachtgleiche die Lichtarbeit einstellten, hielten sie einen Umzug und trugen ihre Lichtlein in's Wasser. Dieser Brauch artete insofern aus, als die Rothschmiede dann auch Feuerwerk anzündeten, worüber sich die Anwohner der Neumengasse im Jahre 1570 beklagten. Der Rath ließ deshalb die Rothschmiede und andere Handwerker, die ihre Lichtlein in die Regnitz zu tragen pflegten, ermahnen, alle Feuerwerk einzustellen. 1763 setzten sie sich mit „Kronmeln, Pfeifen und Musikanten“ dem Schreier gegenüber auf ein Floß inmitten zweier Fährkähne, auf deren einem Spielleute und dem anderen der Spruchprediger und Gesellschafter saßen, und fuhrten mit dem angezündeten Lichtlein bis zur Gleichbrücke, wo es ausgelöscht wurde. Dann fuhrten sie still zurück und zogen auf ihre Herberge. (Aus Ernst Mummenshoff, „Der Handwerker“ Leipzig, Eugen Diederichs.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!